

Simone van der Vlugt | KLASSENTREFFEN

### *Das Buch*

Als Sabine die Einladung zum Klassentreffen erhält, wird ihr Leben zum Albtraum. Plötzlich stürmen Erinnerungen auf sie ein an eine Zeit vor neun Jahren, die sie längst überwunden zu haben glaubte. Sabine ist vierzehn Jahre alt, als sie zum ersten Mal tief verletzt wird. Ihre beste Freundin Isabel beachtet sie nicht mehr, schlimmer noch, zusammen mit ihren Klassenkameraden quält sie Sabine, die sich immer mehr zurückzieht. Eines Tages verschwindet Isabel – spurlos. Jede Suche endet vergeblich, auch ihre Leiche wird nie gefunden. Aber ist Isabel tatsächlich ermordet worden, wie alle in Den Helder glauben? Was ist damals geschehen? Und warum scheint Sabine die Erinnerung an genau jenen Tag verdrängt zu haben?

### *Pressestimmen*

»Am Ende schlägt man das Buch zu und ist wie betäubt. Sagen Sie nicht, wir hätten Sie nicht gewarnt.« *Libelle*

### *Die Autorin*

Simone van der Vlugt, geboren 1966, ist als Autorin von historischen Jugendromanen international erfolgreich. Ihr zweiter großer Erfolgsroman »Schattenschwester« eroberte in den Niederlanden wie das Debüt »Klassentreffen« kurz nach Erscheinen die Bestsellerliste. Die Autorin lebt mit ihrem Mann und ihren zwei Kindern in Alkmaar.

### *Lieferbare Titel*

»Schattenschwester« (978-3-453-29020-4)

Simone van der Vlugt

# KLASSENTREFFEN

Roman

Aus dem Niederländischen  
von Eva Schweikart

**Diana** Verlag

Die Originalausgabe erschien 2004 unter dem Titel *De reünie* bei Anthos, Amsterdam.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC-zertifizierte Papier *München Super*  
liefert Mochenwangens Papier.

Taschenbuchausgabe 05/2007

© 2004 Simone van der Vlugt

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2006

und dieser Ausgabe by Diana Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2007

Redaktion | Christiane Burkhardt

Umschlaggestaltung | Hauptmann & Kompanie Werbeagentur,

München – Zürich, Teresa Mutzenbach, unter Verwendung

der Fotos von © Peter Lilja/© Michael Wildsmith/Getty Images

Herstellung | Helga Schörnig

Satz | C. Schaber Datentechnik, Wels

Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pöbneck

978-3-453-35177-6

<http://www.diana-verlag.de>

*Für meine Eltern,  
die mir eine so glückliche,  
unbeschwerte Kindheit ermöglicht haben.*



## PROLOG

*Das letzte Stück fährt sie allein. Sie winkt ihrer Freundin nach und konzentriert sich dann wieder auf die Straße. Mit erhobenem Kopf und unbekümmertem Blick singt sie leise vor sich hin.*

*Die Schule ist aus, es ist Montag, ein freier Nachmittag liegt vor ihr.*

*Ihre weiße Lederjacke hat sie auf den Gepäckträger geklemmt, über die Schultasche aus schwarzem Segeltuch. Die Sonne wärmt ihre nackten Arme.*

*Es ist ein herrlicher Tag, der Auftakt zu einem vielversprechenden Sommer. Der Himmel wölbt sich über ihr wie eine hohe blaue Kuppel.*

*Vor der Ampel zieht sie die Handbremsen an und steigt ab. Es ist eine Ampel draußen vor der Stadt, wo viel weniger Schüler auf Fahrrädern, Motorrad- und Autofahrer unterwegs sind als im Zentrum.*

*Ganz allein steht sie an der Ampel. Weder Autos noch Busse fahren vorbei. Sie guckt nach links und rechts, das sinnlose Warten strapaziert ihre Geduld.*

*Hinter ihr kommt ein Transporter mit knatterndem Motor zum Stehen.*

*Grün.*

*Sie steigt auf und fährt geradeaus weiter. Der Transporter zieht an ihr vorbei und hüllt sie in eine blaue Dieselwolke. Sie hustet, wedelt mit der Hand und hört kurz auf zu treten.*

*Der Transporter braust davon, in Richtung Dunkle Dünen. Sie denkt an ihre Verabredung. Auf einmal ist ihr nicht mehr so recht wohl bei der Sache. Vielleicht hätte sie sich doch lieber für einen belebteren Ort als Treffpunkt entscheiden sollen.*





## KAPITEL 1

Ich habe die Hände in den Taschen meiner Wildlederjacke vergraben, stehe am Strandaufgang und schaue aufs Meer. Es ist der 6. Mai und viel zu kühl für die Jahreszeit. Von ein paar Muschelsuchern abgesehen, ist der Strand leer. Das bleifarbene Meer nimmt bedrohlich schäumend immer mehr Strand in Besitz.

Ein Stück entfernt sitzt ein Mädchen zusammengekauert auf einer Bank. Auch sie schaut aufs Meer. Sie trägt eine Daunenjacke und feste Schuhe. Neben ihren Füßen liegt eine pralle Schultasche. Ganz in der Nähe steht ihr Fahrrad an den Stacheldraht gelehnt; es ist abgeschlossen, obwohl sie fast daneben sitzt.

Ich sehe sie an. Ich habe erwartet, sie hier zu finden.

Blicklos schaut sie aufs Meer. Den Wind, der aufdringlich an ihrer Jacke zerrt, scheint sie gar nicht wahrzunehmen. Er peitscht ihr die hellbraunen Haare ums Gesicht.

Trotz der scheinbaren Unempfindlichkeit gegen Wind und Wetter hat das Mädchen etwas Verletzliches, das mich anrührt.

Ich kenne sie. Dennoch zögere ich, sie anzusprechen, denn sie kennt mich nicht. Aber es ist ungeheuer wichtig, dass sie mich kennen lernt. Dass sie mir zuhört. Dass ich zu ihr durchdringe.

Langsam gehe ich auf die Bank zu, lasse das Meer aber nicht aus den Augen, so als wollte ich die Aussicht auf die wilden Wellen genießen.

Das Mädchen schaut her; ihr Gesicht zeigt keine Regung. Für einen Moment sieht es so aus, als wollte sie gehen, aber

dann scheint sie sich damit abzufinden, dass ich den Bannkreis der Einsamkeit um sie herum durchbrochen habe.

Wir sitzen nebeneinander auf der Bank, die Hände in den Taschen, und sehen, wie Himmel und Wasser ineinander übergehen.

Ich muss etwas sagen. Sonst geht sie womöglich, und wir haben nicht miteinander gesprochen. Aber was sagt man, wenn es auf jedes Wort ankommt? Ich muss erst die richtigen Worte finden.

Als ich tief Luft hole und mich ihr zuwende, schaut sie mich wieder an. Wir haben dieselbe Augenfarbe. Wahrscheinlich auch denselben Blick.

Sie ist ungefähr fünfzehn. Genauso alt wie Isabel, als sie verschwand.

Vor vielen Jahren bin ich hier in der Nähe zur Schule gegangen. Jeden Tag fuhr ich die zehn Kilometer mit dem Rad hin und zurück, manchmal mit dem Seewind im Rücken, meist aber mit Gegenwind.

Der Wind kam vom Meer angerast und hatte auf dem flachen Polder freie Bahn, bis er auf mich traf. Das tägliche Ankämpfen gegen den Wind stärkte meine Lungen, sorgte für eine gute Kondition und gab mir außerdem die Möglichkeit, meinen Frust wegzustrampeln.

Diese zehn Kilometer zwischen Schule und Zuhause, das Niemandsland aus Wiesen und salzigem Wind, bildeten eine Art Übergangreich zwischen den zwei Welten, in denen ich lebte.

Ich schaue aufs Meer, das mit den Wellen einen Strom von Erinnerungen anspült. Ich hätte nicht zurückkommen sollen.

Was hat mich überhaupt auf die Idee gebracht?

Die Zeitungsnotiz. Vor zwei Wochen stand ich mit einem Becher Kaffee am Küchentisch und blätterte in der Zeitung.

Es war acht Uhr, ich war angezogen, hatte gefrühstückt, aber keine Zeit mehr, in Ruhe Zeitung zu lesen. Nur die Überschriften, mehr war nicht drin.

Ich blätterte um, und mein Blick fiel auf eine Notiz in der Randspalte. EHEMALIGENTREFFEN DER GYMNASIASTEN VON DEN HELDER.

Rasch überflog ich die Ankündigung des Klassentreffens. Es handelte sich um mein altes Gymnasium, das in der Zwischenzeit mit einigen anderen Schulen in Den Helder zusammengelegt worden war.

Und nun wollen sie ein Treffen für ehemalige Schüler veranstalten. Ich bin dreiundzwanzig, die Schulzeit liegt zum Glück schon einige Jahre zurück.

Ich denke nicht daran hinzugehen.

Das Mädchen ist weg. Sie ist mir entwischt, als ich kurz in Gedanken versunken war. Macht nichts, bestimmt treffe ich sie wieder.

Der Wind bläst mir die Haare ins Gesicht und raubt mir immer wieder den Atem. Ja, so war das früher auch. Ich trat bei Gegenwind in die Pedale, während mir die Tränen übers Gesicht liefen. Meine langen Haare hatte ich zu einem Pferdeschwanz gebunden, weil sie sonst total verfitzt wären. Wenn ich sie abends wusch, rochen sie nach Salz und Meer.

Gerüche ändern sich nicht. Sie überfallen einen, lassen alte Erinnerungen wieder lebendig werden und bringen einen dazu, in den dunklen Ecken des Gedächtnisses herumzustöbern.

Warum bin ich hergekommen? Was wollte ich damit erreichen? Habe ich etwa geglaubt, es könnte reinigend oder befreiend sein?

Beides ist nicht der Fall. Es ist verwirrend, eine schmerzliche Konfrontation, ein einziger großer Irrtum.

Vielleicht bringt es mir wenigstens mehr Klarheit. Ich weiß aber nicht, ob ich dafür schon bereit bin.

Ich gehe zu meinem Auto zurück. Vor mir stiebt Sand auf, und der Wind schiebt mich vorwärts, mahnt mich zur Eile. Ich bin hier nicht willkommen. Ich gehöre nicht mehr hierher.

Trotzdem möchte ich nicht gleich nach Amsterdam zurück. Auch als heftiger Regen einsetzt, gehe ich nicht schneller.

Mein Auto steht einsam auf dem großen Parkplatz. Normalerweise ist er brechend voll, aber der Sommer hat uns bisher im Stich gelassen. Ich denke an die Blechreihen, die hier an heißen Tagen in der Sonne funkeln.

Es war schön, so nahe am Meer zu wohnen. Ich fuhr einfach an den im Stau schwitzenden Autofahrern vorbei, lehnte mein Rad an den Stacheldraht, zog das Handtuch unter dem Spannband hervor und suchte mir ein sonniges Plätzchen. Ärgerte mich über die vielen mit deutschen Bierdosen gefüllten Sandmulden. Aber das gehörte nun mal dazu. In Zandvoort findet man heute überhaupt keinen Platz mehr, wenn man nicht schon gegen neun am Strandaufgang ist.

Ich mache die Autotür auf und bin froh, als ich sitze. Heizung an, einen Radiosender mit fröhlicher Musik suchen, die Tüte Lakritz auf den Beifahrersitz, den Motor anlassen – und nichts wie weg. Ich verlasse den Parkplatz und fahre am Waldstück *Dunkle Dünen* entlang in Richtung Zentrum.

Bei Regen bietet Den Helder einen trostlosen Anblick. Amsterdam auch, aber in Amsterdam ist wenigstens immer was los. Den Helder ähnelt dann eher einer Stadt, in der es gerade Fliegeralarm gegeben hat.

Ich mag Städte mit einem alten Kern, Städte, die eine Seele haben. In Den Helder sind nur die Einwohner alt. Die jungen Leute zieht es nach der Schule nach Alkmaar oder

Amsterdam. Übrig bleiben nur Marinesoldaten und Touristen, die nach Texel übersetzen wollen.

Da wäre ich heute Morgen auch fast gelandet. Seit meine Eltern vor fünf Jahren nach Spanien ausgewandert sind, war ich nicht mehr in Den Helder, und ich kenne die Stadt als Rad-, aber nicht als Autofahrerin. Ich verpasste eine Abzweigung, fuhr auf den Deich zu, konnte nur noch rechts abbiegen und stand plötzlich hinter einer langen Schlange Autos, die auf die Fähre nach Texel warteten. Ich legte den Rückwärtsgang ein, aber hinter mir versperrte bereits der Wagen einer Urlauberfamilie den Weg. Erst ganz vorn konnte ich wenden und so einem unfreiwilligen Ferienaufenthalt unter Schafen entgehen.

Ich fahre auf dem Middenweg zu meinem alten Gymnasium. Aus dem Autofenster sehe ich den fast leeren Schulhof. Nur ein paar Jugendliche trotzen dem Nieselregen und inhalieren gierig Nikotin, das ihnen helfen soll, den Tag zu überstehen.

Ich fahre weiter. Drehe eine Runde um das Schulgebäude und nehme dann denselben Weg, den ich früher nach Hause gefahren bin. An der Kaserne Deibelkamp vorbei in Richtung Lange Vliet. Der Gegenwind kann mir heute nichts anhaben; ich zockle ruhig weiter, mit Blick auf den Radweg, den ich so viele Jahre gefahren bin. Isabel wohnte im selben Ort wie ich. An jenem Tag fuhren wir zwar nicht zusammen nach Hause, aber sie muss die Lange Vliet entlanggefahren sein.

Ich weiß noch, dass ich sie vom Schulhof fahren sah. Ich trödelte absichtlich noch ein wenig herum, bevor ich mich auf den Weg machte. Wäre ich gleich hinter ihr hergefahren, wäre vielleicht nichts passiert.

Ich gebe Gas und fahre so schnell über die Lange Vliet, wie gerade noch erlaubt ist. In Julianadorp biege ich bei der

ersten Gelegenheit links ab zur Schnellstraße. Als ich am Kanal entlangfahre, lege ich den fünften Gang ein und drehe das Radio lauter.

Weg hier. Zurück nach Amsterdam.

Laut singe ich die Lieder aus der Hitparade mit und angle mir ein Lakritz nach dem anderen aus der Tüte. Erst als Alkmaar hinter mir liegt, bin ich wieder in der Gegenwart angekommen. Ich denke an die Arbeit. Am Montag geht es wieder los. Heute ist Donnerstag; noch habe ich drei Tage für mich. Ich habe keine große Lust, wieder arbeiten zu gehen, aber es wird mir bestimmt gut tun. Ich hocke viel zu viel allein zu Hause rum und sehe dann plötzlich rätselhafte Bilder, wie Träume, vor meinen Augen. Höchste Zeit, dass ich mich wieder unter die arbeitende Bevölkerung mische. Und zwar so, wie es mir meine Therapeutin empfohlen hat: für den Anfang nur ein paar Stunden pro Tag. Damit ich nachmittags was Schönes unternehmen kann. Das hat sie mir verordnet.

Ich arbeite in der Zentrale einer Großbank mit Niederlassungen im Ausland. Nicht gerade mein Traumjob. Ich habe Niederländisch und Französisch für das Lehramt studiert, aber ich fand keine Schule, die mir zusagte. Ich muss zugeben, dass ich auch ziemlich bald keine Bewerbungen mehr schrieb. Die erste Bekanntschaft mit pubertärer Aufsässigkeit während meines Praktikums hatte mir ganz und gar nicht gefallen.

Also machte ich im letzten Studienjahr eine Sekretärinenausbildung an einer Abendschule, ließ mich in die Welt der EDV einführen und bewarb mich in der freien Wirtschaft. So landete ich bei der BANK, im neunten Stock, direkt an der Ringstraße.

Das Gebäude hat mich beim ersten Mal tief beeindruckt. Vor dem Eingang liegt ein gepflegter Park, und als ich durch

die Drehtür eine großzügige Welt aus Marmor betrat, hatte ich das Gefühl, zu einem völlig unbedeutenden Wesen zusammenzuschrumpfen, das in dieser luxuriösen Umgebung nichts zu suchen hatte.

Aber es war alles halb so schlimm. Wie sich herausstellte, steckten in den teuren Anzügen und Kostümen um mich herum auch nur normale Menschen.

Ich legte mir eine neue Garderobe zu und beherzigte dabei den Rat meiner Mutter, dass man von ein paar teuren, aber hochwertigen Teilen zum Kombinieren mehr hat als von einem Haufen Billigklamotten. Meine Jeans verbannte ich in den hintersten Winkel des Kleiderschranks. Von nun an gehörten taillierte Blazer, knielange Röcke und dunkle Strumpfhosen zu meinem Standard-Outfit. In meiner Verkleidung als Frau von Welt betrat ich jeden Tag die imposante Eingangshalle.

Die Arbeit selbst entsprach allerdings nicht ganz meinen Erwartungen. Es hatte sich alles so gut angehört: Sekretärin in der Hauptniederlassung der BANK, Voraussetzungen: Kontaktfreude und Fremdsprachenkenntnisse in Wort und Schrift.

Aber für Standardsätze wie *Please, hold the line* und das Nachbestellen von Pritt-Stiften hätte ich keine Studienfinanzierung beantragen müssen. Wahrscheinlich war das mit der ebenfalls vorausgesetzten »Flexibilität« gemeint.

Die Arbeit war also alles andere als aufregend, dafür war das Betriebsklima umso besser.

Ich hatte eine eigene Wohnung und einen Job. Mein neues Leben hatte begonnen.

Ein Jahr später brach ich zusammen.

## KAPITEL 2

Zur Feier meiner Rückkehr gibt es keine Torte, und im Sekretariat hängen keine Girlanden. Hatte ich auch nicht erwartet. Na ja, ein bisschen vielleicht schon. Als ich nach dem anstrengenden Treppensteigen in der Tür stehe, entweichen Erwartung und Vorfreude mit meinem keuchenden Atem.

Ich hätte natürlich den Lift nehmen können, aber ich treibe ohnehin kaum Sport. Mein Arzt hat mir empfohlen, öfter mal Treppen zu steigen. Er weiß allerdings nicht, dass ich im neunten Stock arbeite.

Es dauert eine Weile, bis mich die Kolleginnen bemerken. Ich registriere sämtliche Veränderungen mit einem Blick: meinen beschlagnahmten Schreibtisch, den vertrauten, freundschaftlichen Umgang meiner Vertretung mit den anderen, die neuen Gesichter. Ein wenig kommt es mir so vor, als würde ich mich um meine eigene Stelle bewerben.

Dann werde ich wahrgenommen, die Kolleginnen kommen auf mich zu und begrüßen mich. Mein Blick gleitet rasch über die Gesichter, sucht jemanden, der nicht da ist.

»Hey, Sabine! Wie geht's dir?«

»Bist du wieder richtig fit?«

»Na, dann mach dich mal auf was gefasst. Hier geht's zu wie im Irrenhaus!«

»Wie geht's? Du siehst gut aus.«

Niemand von ihnen hat sich blicken lassen, als ich krank war, außer Jeanine.



Renée kommt mir mit einem Becher Kaffee entgegen. »Hallo, Sabine«, sagt sie lächelnd. »Alles okay?«

Ich nicke und sehe zu meinem Schreibtisch hinüber.

Sie bemerkt meinen Blick. »Ich möchte dir Margot vorstellen, deine Vertretung«, sagt sie. »Margot hat, solange du weg warst, deine Aufgaben übernommen. Sie bleibt, bis du wieder voll einsatzfähig bist.«

Ich lächle Margot an, und sie lächelt zurück, macht aber keine Anstalten, aufzustehen und mir die Hand zu geben.

»Wir haben uns bereits kennen gelernt«, sagt sie.

Renée guckt erstaunt.

»Bei der Weihnachtsfeier«, hilft ihr Margot auf die Sprünge, und Renée nickt. Sie erinnert sich.

Ich will gerade auf meinen Arbeitsplatz zugehen, als Renée mich zurückhält. »Da hinten ist noch ein Schreibtisch frei, Sabine. Margot arbeitet jetzt schon so lange hier, dass es Unsinn wäre, wenn sie jetzt umziehen müsste.«

Ich sage mir, dass es kein guter Einstand ist, gleich am ersten Tag ein Drama um so etwas Banales wie einen Schreibtisch zu machen. Schweigend gehe ich in die hinterste Ecke des Sekretariats und richte mich an meinem neuen Platz ein, weit weg von den anderen. Mein Blick fällt auf den Schreibtisch, dem ich früher gegenüber saß.

»Wo ist Jeanine?«, frage ich, und gleichzeitig beginnt ein Drucker zu rattern.

»Kaffee?«, fragt Renée munter.

»Ja, gern.«

»Mit Milch, stimmt's?«, sagt sie. Ich nicke, und sie verschwindet.

Ist doch nur ein Schreibtisch. Einatmen, ausatmen.

Irgendetwas ist anders. Ich weiß noch nicht genau was, aber die Stimmung hat sich spürbar verändert. Das Interesse an

meiner Rückkehr hat sich schnell gelegt. Ich hatte mich darauf eingestellt, mit den Kolleginnen, vor allem aber mit Jeanine, ein bisschen zu plaudern und zu erzählen, aber um mich herum ist nur Leere.

Alle konzentrieren sich wieder auf ihre Arbeit, und ich sitze in meiner Ecke. Ich greife nach dem Stapel Post im Eingangskorb und frage, ohne jemanden direkt anzusehen: »Wo ist eigentlich Jeanine? Hat sie Urlaub?«

»Jeanine hat vor kurzem gekündigt«, sagt Renée, ohne den Blick vom Bildschirm zu lösen. »Zinzy ist ihre Nachfolgerin. Du wirst sie im Lauf der Woche kennen lernen, sie hat gerade ein paar Tage frei.«

»Wie? Jeanine ist gegangen?«, sage ich verblüfft. »Das wusste ich ja noch gar nicht.«

»Es gibt so einiges, was du noch nicht weißt«, sagt Renée, den Blick nach wie vor auf ihren PC gerichtet.

»Und das wäre?«, frage ich.

Jetzt dreht sie sich zu mir um. »Wouter hat mich im Januar zur Leiterin des Sekretariats ernannt.«

Unsere Blicke treffen sich.

»Aha«, sage ich. »Ich wusste gar nicht, dass so eine Position bei uns überhaupt existiert.«

»Es bestand Bedarf.« Renée wendet sich wieder ihrem Bildschirm zu.

Mir geht so vieles durch den Kopf, dass ich nicht weiß, was ich darauf sagen soll. Ich lege den Poststapel vor mich hin, und plötzlich erscheint mir der Vormittag endlos lang. Ich unterdrücke das Bedürfnis, Jeanine anzurufen. Warum hat sie mir nichts von ihrer Kündigung erzählt?

Ich starre aus dem Fenster, bis ich merke, dass mich Renée beobachtet. Erst als ich mich über die Post beuge, wendet sie den Blick wieder ab.

Herzlich willkommen im Büro, Sabine.

Jeanine und ich haben gleichzeitig hier angefangen, als das Sekretariat noch unbesetzt war. Die BANK hatte kurz zuvor einen neuen Trustfonds eingerichtet, der noch aufgebaut werden musste.

Jeanine und ich kamen gut miteinander aus. Wir lästerten über die Finanzberater und Sachbearbeiter, für die wir Sekretariatsarbeiten erledigten, wir führten gemeinsam ein besseres Ablagesystem ein und vertraten uns gegenseitig am Telefon, wenn eine mal eine halbe Stunde etwas Privates erledigen wollte. Im Großen und Ganzen war ich mit meinem Job zufrieden.

Bald wuchs uns die Arbeit über den Kopf. Für den Trustfonds wurden immer mehr Leute eingestellt, sodass die Sekretariatsarbeit kaum noch zu bewältigen war. Wir brauchten Unterstützung, und zwar schnell.

Jeanine und ich führten gemeinsam die Bewerbungsgespräche, und so kam Renée dazu. Sie arbeitete gut, aber die Atmosphäre veränderte sich schlagartig. Renée war vorher Chefsekretärin gewesen. Sie wusste, wie man ein Sekretariat führt. Und sie fand, dass unser Sekretariat sehr zu wünschen übrig ließ, und das galt auch für Jeanine und mich. Verlängerte Mittagspausen oder mal schnell eine Besorgung machen, wenn's ein bisschen ruhiger war – solche Dinge fanden vor ihren Augen keine Gnade. Im Grunde hatte sie natürlich Recht, aber dass sie sich in einem persönlichen Gespräch hinter verschlossenen Türen bei Wouter über uns beschwerte, das wiederum fand vor *unseren* Augen keine Gnade. Wouter jedenfalls war hellauf begeistert von Renée: ein echter Glücksfall für die Abteilung!

»Und die haben wir auch noch selbst eingestellt!«, sagte Jeanine.

Wouter war der Meinung, dass Renée die Einstellung einer vierten Sekretärin in die Hand nehmen solle, denn sie habe den richtigen Blick dafür.

»Wir nicht«, gab ich zu.

»Wie sich gezeigt hat«, meinte Jeanine.

Renée gab Stellenanzeigen in den großen Tageszeitungen auf und telefonierte mit Zeitarbeitsfirmen. Damit war sie vollauf beschäftigt, sodass die ganze Arbeit wieder an Jeanine und mir hängen blieb. Sie führte tagelang Bewerbungsgespräche mit mehr oder weniger gut geeigneten jungen Frauen, aber keine davon wurde eingestellt.

»Es ist so schwer, gutes Personal zu finden«, sagte sie kopfschüttelnd, wenn sie aus dem Besprechungsraum kam. »Ehe man sich's versieht, hat man Mädchen am Hals, die glauben, die Arbeit einer Sekretärin bestehe nur aus Briefetippen und Faxeversicken. Und mit solchen Leuten soll man dann ein gut funktionierendes Team bilden!«

Also ackerten wir weiter, denn der Trustfonds wuchs, und die Arbeit stapelte sich.

Wir machten jeden Tag Überstunden und arbeiteten oft die Mittagspause durch. Ich war fix und fertig und bekam Schlafstörungen. Ich fühlte mich gehetzt, lag mit Herzklopfen im Bett und starrte an die Decke. Sobald ich die Augen zumachte, erfasste mich ein Schwindel, der mich in einen sich immer schneller drehenden Strudel riss. Ein paar Monate hielt ich noch durch, aber dann brach ich zusammen. Anders kann man das nicht nennen. Ich verfiel in eine totale Apathie, die schlagartig alle Farben um mich herum verblassen ließ.

Ab Mai war ich krank geschrieben und ließ mich erst zur Weihnachtsfeier wieder in der BANK blicken. Ich trank ein Glas Wein und plauderte mit den Kollegen, das heißt, ich versuchte es. Die meisten übersahen mich geflissentlich oder redeten über Dinge, von denen ich keine Ahnung hatte. Es waren auch viele Neue dazugekommen. Jeanine war nicht da, sie lag mit Grippe im Bett.

Ich nippte an meinem Wein und blickte in die Runde. Von Renées Beförderung war damals noch nicht die Rede; mir fiel nur auf, dass sie ständig das große Wort führte. Die während meiner Abwesenheit dazugekommenen Neuen, darunter auch Margot, nahmen keine Notiz von mir.

Vielleicht haben sie Hemmungen, dachte ich.

Ich lächelte sie freundlich an; sie wandten den Blick ab.

Ich suchte Kontakt zu Luuk und Roy, zwei Sachbearbeitern, mit denen ich mich immer gut verstanden habe. Sie antworteten auf meine interessierten Fragen, bemühten sich aber nicht, das Gespräch in Gang zu halten. Bald begannen sie über Fußball zu sprechen und über einen schwierigen Kunden, der ständig Einblick in die Zahlen verlangte. Ich hörte zu, nippte wieder an meinem Wein und blickte in die Runde.

Wouter stand neben mir und hatte mir halb den Rücken zugekehrt.

Ich ging früh nach Hause.

Gefreut habe ich mich also nicht darauf, wieder zur Arbeit zu gehen, aber was soll's, es ist ja nur halbtags. Wird schon werden!

Ich fange an, die Umschläge zu öffnen und Gummibänder zu entfernen. Schon nach einer halben Stunde habe ich es gründlich satt. Wie spät ist es, um Himmels willen? Noch nicht mal neun! Wie soll ich diesen Tag bloß durchstehen?

Ich sehe mich im Sekretariat um. Ein paar Meter weiter sitzt Margot; ihr Schreibtisch steht im rechten Winkel zu dem von Renée, sodass die beiden miteinander reden können, ohne dass ich etwas mitbekomme.

Die Sachbearbeiter gehen ein und aus, sie bringen Konzepte, die abgetippt werden müssen, Post, die per Einschreiben zu verschicken ist, und dergleichen mehr. Renée orga-

nisiert und delegiert wie ein Schiffskapitän. Die unangenehmsten Jobs bekomme ich. Und davon gibt es mehr als genug. Schachteln falten fürs Archiv, Kaffee im Konferenzraum bereitstellen, Besucher in der Halle abholen. Der Vormittag schleppt sich dahin.

Als ich um halb eins meine Tasche nehme, habe ich mit niemandem ein freundliches Wort gewechselt und fühle mich total ausgelaugt.

Ich gehe zum Parkplatz, steige in mein Auto und fahre langsam vom Firmengelände.